



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

**JOHN
LANCHESTER**

**DAS HABE ICH
WEGEN DIR
GETAN**

**Aus dem Englischen
von Dorothee Merkel**

KLETT-COTTA

Alle Figuren, Namen, Orte und Ereignisse in diesem Buch sind frei erfunden und jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen, Orten oder Ereignissen ist rein zufällig.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Look What You Made Me Do«

© 2026 by Orlando Books Ltd, London

Für die deutsche Ausgabe

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text und Data Mining i.S.v. § 44b UrhG vorbehalten

Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München

unter Verwendung einer Abbildung von © Malika Favre, »Astronauts«

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96726-5

E-Book ISBN 978-3-608-12644-0

Für Miranda

ERSTER TEIL

1 KATE

Jede erfolgreiche Ehe hat ihre eigene Sprache. Eine Sprache, die nicht für fremde Ohren bestimmt ist. Ich stand gerade vor dem Spiegel im Bad und legte letzte Hand an mein Make-up – der Badezimmerspiegel hatte das am wenigsten schmeichelhafte Licht und eignete sich daher am besten für meine Zwecke – als ich hörte, wie mein Mann von unten etwas zu mir hoch rief.

»He, ich will dich, Disco Doll!«

Das bedeutete so viel wie: Beeil dich bitte, wir kommen sonst zu spät. Jack spielte damit auf einen alten Cartoon aus dem *New Yorker* an: Ein Geschäftsmann geht an einem Ghetto-Blaster vorbei, aus dem in pulsierendem Rhythmus der Refrain »He, ich will dich, Disco Doll« dröhnt, und denkt traurig vor sich hin: »Sie singen Liebeslieder. Aber nicht für mich.«

»Noch zwei Sekunden!«, rief ich zurück. Das bedeutete: Keine fünf Minuten, aber möglicherweise doch so in die Richtung.

Eine eigene Sprache ist längst nicht das Einzige, was eine lange Ehe mit sich bringt. Es sammelt sich immer auch ein Fundus aus Legenden, Traditionen, Anekdoten und Geheimcodes an. Jede Ehe ist eine Welt für sich. Sie hat ihr eigenes Glaubens- und Wertesystem und bildet ein in sich

geschlossenes Universum aus Witzen und Anspielungen, Kürzeln und Spitznamen.

Und die sind eigentlich per definitionem grausam oder gemein oder zumindest unfair und unangebracht. Es sind Dinge, die man niemals in Gegenwart anderer sagen würde. Die Leute zum Beispiel, bei denen wir an diesem Abend eingeladen waren – ein verheiratetes Architektenpaar, das wir seit über dreißig Jahren kannten – bezeichneten wir, wenn wir unter uns waren, als »die Swinger«. Die Gründe dafür haben sich irgendwo im Nebel der Vergangenheit verloren (und außerdem sind die beiden die absolut Letzten, die so etwas tun würden). Meine engsten Freundinnen aus dem Lesekreis, mit denen ich mich seit zwanzig Jahren einmal im Monat treffe, wären fassungslos, wenn sie wüssten, dass Jack sie immer »die alten Hexen« oder »deine Dickerchen« oder auch »deine fetten, haarigen Lesben« nannte. Die Häftlinge, denen ich seit fast ebenso vielen Jahren im Rahmen meiner gemeinnützigen Arbeit Besuche abstatte, wurden immer nur als »deine Axtmörder« bezeichnet. Und unsere wohlmeinende, aber entsetzlich neugierige Nachbarin, die, seit ihr Mann sie verlassen hat, nach guten Werken giert und auch – sicher kein Zufall – danach giert, alles über ihre Mitmenschen zu wissen, war »die Giftmörderin«. Jack stellte sich immer vor – oder tat gerne so, als würde er sich das vorstellen –, dass sie ihren Ex-Mann unter der Veranda begraben hatte. Also hieß sie manchmal auch »Frau Veranda«, »Frau Do-It-Yourself«, »Frau Baumarkt« oder auch »Frau Crippen«. Und natürlich waren es nicht nur, und auch gar nicht vorwiegend andere Leute, über die wir Geschichten erzählten, Witze rissen oder denen wir Spitznamen gaben. Im Grunde geht es darum, sich ganz privat untereinander Namen zu geben oder Dinge zu sagen, die man niemals in

der Öffentlichkeit sagen würde. Und selbstverständlich sind diese Spitznamen und Redewendungen und Insiderwitze peinlich – oder wären es zumindest, wenn jemand anderes sie mitbekäme.

Ich überprüfte noch einmal mein Make-up, sah nach, ob auch kein Lippenstift auf meinen Zähnen war, und ging nach unten. Jack wartete an der Haustür auf mich. Mit der einen Hand klimperte er mit seinem Schlüsselbund und mit der anderen scrollte er auf seinem Handy. Unsere Treppe ist aus gebürstetem Beton und wird durch Strahler beleuchtet, die in den Boden eingelassen sind. Das sorgt, wenn man die Stufen hinuntersteigt, für einen doppelt theatralischen Effekt: Die Person, die hinabsteigt, hat das Gefühl, als würde sie eine Bühne betreten (was in gewisser Weise ja auch stimmt), und die Person am Fuß der Treppe sieht aus, als stünde sie bereits auf der Bühne und würde nur noch auf ihr Stichwort warten. Und das löste in mir einen jener Momente aus, in denen man die Person, mit der man es tagein, tagaus zu tun hat, plötzlich wie einen Fremden wahrnimmt. Ich sah einen schlanken, hochgewachsenen, gutsituierten Mann mittleren Alters, der seine teure Kleidung mit einer gewissen Nachlässigkeit trug und sich ganz offenbar absolut wohl in seiner Haut fühlte. Jemanden, der gut zum Heiraten taugte. Der es genoss, nicht mehr ganz jung, aber auch noch nicht alt zu sein. Die Art von Ehemann, die so aussah wie Ehemänner in einer Werbung für Altersvorsorge oder Kreuzfahrten im Rentenalter. Die »Nachher«-Version aus der Vorher-Nachher-Montage, die einem die Vorteile von Viagra vor Augen führt.

»Kein Problem, das schaffen wir«, sagte ich.

»Gut schaust du aus!«, sagte er. Und das war die reine Wahrheit, auch wenn es trotzdem nett von ihm war, das

zu sagen. Ich trug ein langes, smaragdgrünes Kleid – zu der Zeit mein Lieblingskleid – und die Ohrringe aus Gold und Bernstein, die er mir zu unserem zwanzigsten Hochzeitstag geschenkt hatte. »Gottkaiser Google meint, wir bräuchten fünfundzwanzig Minuten«, sagte er. »Das wäre ja noch okay.« Das war eine von Jacks Eigenarten: dass er der Technologie mehr Vertrauen schenkte als seiner eigenen Erfahrung. Er schaute lieber auf seinem Handy nach, ob es regnete, statt einfach die Tür zu öffnen und den Kopf nach draußen zu stecken. Er hatte sein ganzes Erwachsenenleben in London verbracht und war bestimmt unzählige Male zwischen unserem Haus und dem unserer Freunde hin und her gefahren – und doch zog er es vor, auf Google nachzuschauen, wie lange man für die Strecke brauchen würde, statt sich auf seine Erinnerung zu verlassen oder, wo wir schon mal dabei sind, auf meine.

»Haus, Lichtmuster zwei«, sagte er. Daraufhin ging ein Großteil der Lichter im Haus aus, und der Alarm piepte ein Warnsignal, um uns anzuzeigen, dass wir nun schleunigst das Haus verlassen sollten. Ein weiterer Beweis dafür, wie sehr er technologische Spielereien liebte: Jack hatte ein Smart-Home-System installiert, komplett mit Licht und Alarmanlage und Lautsprechern. »Muster zwei« war die Lichtkombination, die wir immer brennen ließen, wenn wir aus dem Haus gingen: eines unten im Wohnzimmer und eines oben im Schlafzimmer. Das Wort, mit dem das System aktiviert wurde, lautete »Haus«. (Das konnte ab und zu für Verwirrung sorgen, wenn wir Besuch hatten und eine beiläufige Bemerkung über irgendein Gebäude dazu führte, dass eine körperlose Stimme mit irischem Akzent fragte, wie sie helfen könne. Jack hatte nämlich, zu seiner »eigenen Unterhaltung«, das System so konfiguriert, dass es mit einer

irisch klingenden Baritonstimme sprach.) Dass das »Haus« sein ganzer Stolz war, wäre zu viel gesagt, und er beschwerte sich auch ganz gern darüber, aber es war doch exemplarisch für seine Abhängigkeit von derlei technischem Kram und Männerspielzeug. Er behauptete, das habe mit seiner Arbeit zu tun, was man ihm vielleicht gerade noch so abnehmen konnte. Schließlich gab es in seinem Architekturbüro immer mal wieder Kunden, die von ihm erwarteten, dass er über solche Dinge Bescheid wusste und sie in technischen Belangen beraten konnte. Ich glaube, es spielte aber auch eine Rolle, dass er es genoss, als Mann von Mitte fünfzig genauso viel über Technologie und technisches Zubehör und das Neueste vom Neuesten zu wissen wie Leute, die drei oder vier Jahrzehnte jünger waren als er. Er sagte seinen Kunden immer, er würde ihnen nicht zum Kauf von etwas raten, das er nicht auch selbst benutzen konnte oder wollte.

Wir waren schon draußen auf der Straße, als das Alarmsystem seinen letzten Warnton piepste und dann verstummte. Der Frühling war schon weit fortgeschritten, in einem Stadium, in dem man mit warmem Wetter rechnet, selbst wenn die Erfahrung einen eigentlich gelehrt haben sollte, dass es oft anders kommt. In dieser Nacht war es nicht unbedingt kalt, aber es lag Feuchtigkeit in der Luft, weshalb ich froh war, einen Mantel angezogen zu haben. Jack drückte auf den Knopf an seinem Autoschlüssel und sah sich nach den aufblinkenden Lichtern um. Unsere Straße war mittlerweile mit lauter nahezu identischen kleinen Elektro-SUVs vollgeparkt. Manchmal war Jack derjenige, der das Auto zuletzt irgendwo abgestellt hatte, manchmal war ich es, und weil wir keine Lust hatten, jedes Mal eine Unterhaltung zu führen, in der wir erst zu klären versuchten, wer als Letzter damit unterwegs gewesen war, und die Person sich dann zu

erinnern versuchte, wo sie geparkt hatte, waren wir stattdessen einfach dazu übergegangen, nach den aufblinkenden Lichtern zu schauen. Das war die leichteste Lösung, um herauszufinden, wo das Auto war. Dieses Mal stand es direkt vor uns, so nah, dass wir es glatt übersehen hatten. Aus Gewohnheit und weil sich das bewährt hatte, fuhr Jack uns zu der Essenseinladung hin, und auf dem Rückweg fuhr dann ich. Das machte mir nichts aus. Ich wollte ohnehin nie mehr als ein Glas Wein trinken, und Jack kam in einem Raum voller Leute ungeachtet seiner vermeintlichen Extrovertiertheit und der Leichtigkeit, mit der er solche Situationen zu meistern schien, viel besser klar, wenn er ein paar Drinks intus hatte. Er tritt zwar lauter auf als ich, aber letztendlich bin ich die Extrovertierte von uns beiden. Er benimmt sich mitunter rechthaberisch, aber ich bin diejenige, die die Kontrolle ausübt. Es dauert immer eine Weile, bis die Leute begreifen, wie das bei uns läuft.

»Ich wünschte, wir hätten ein anderes Auto als einen Audi«, sagte Jack, während wir in das Auto einstiegen. »Mich hat gestern auf dem Weg zur Arbeit zweimal jemand scharf geschnitten, und beide Male waren es Audifahrer. Ich dachte immer, Mercedes wären für Zahnärzte, BMWs führen nur Wichser und Audis wären für Leute, die nicht als Wichser gelten wollen. Aber wie sich rausstellt, sind die Leute, denen es am wichtigsten ist, nicht als Wichser gesehen zu werden, in Wahrheit die größten Wichser. Also fahren jetzt die Wichser alle Audi.«

»Aber du schneidest andere auch oft. Ich würde sogar sagen, dass du ein ziemlich aggressiver Fahrer bist. Zwar kein Raser, aber Gandhi bist du auch nicht grade.«

»Ich fahre sicher und selbstbewusst und setze meine Rechte als Verkehrsteilnehmer in absolut angemessener

Weise durch. Das ist etwas anderes. Ich lasse mich nicht übervorteilen. Ich fahre wie ein Londoner.«

»Was für einen Großteil der Leute in unserem Land gleichbedeutend mit Wichser ist.«

Dazu schwieg er nur.

Gottkaiser Google hatte sich hinsichtlich des Verkehrs geirrt. Wir brauchten genau zwanzig Minuten und kamen absolut pünktlich an.

Michael und Tanya, zwei unserer ältesten Freunde, bewohnten ein Haus in der Nähe von Notting Hill. Oder vielmehr zwei Häuser, die früher benachbarte Reihenhäuser gewesen waren und bei denen man die Trennmauern herausgeschlagen hatte, sodass daraus nun ein einziges, sehr elegantes Haus von doppelter Größe geworden war. Das Erdgeschoss war ein riesiger, offener Raum, der als Küche, Wohnzimmer und Esszimmer diente und auf einer Seite doppelt so hohe Wände hatte wie überall sonst, wohingegen der erste Stock aus einem Labyrinth aus kleineren Räumen bestand, zu denen mehrere Schlafzimmer, Büros und auch eine kleine Einliegerwohnung für das Kindermädchen gehörten. Die Kinder waren schon seit geraumer Zeit ausgezogen – der Älteste war bereits Anfang dreißig – und das Haus war mittlerweile viel zu groß für die beiden. Aber der Ort, den sie sich hier geschaffen hatten, war ein so großer Teil ihrer Identität, eine so unverzichtbare Visitenkarte und ein so wichtiges Vermarktungsinstrument für ihr Architekturbüro, dass ich es weniger erstaunlich fände, wenn sie sich scheiden ließen oder ihre Geschlechter ändern würden, als wenn sie dort auszögen.

Der einzige Mensch, dem gegenüber ich das jemals zugeben würde, ist Jack, aber wenn ich ganz ehrlich sein soll, hat Michaels und Tanyas Haus etwas Vulgäres. Ich würde es mal so sagen: nicht klatschpresse-*Hello!*-mäßig vulgär, sondern *Architectural-Digest*-mäßig vulgär. Was eigentlich noch viel schlimmer ist, könnte man sagen, denn als Architekten sollten sie es besser wissen. Es ist alles zu perfekt, zu durchgestylt und glatt, zu ordentlich. Alles ist dort, wo es hingehört. Auch die Art und Weise, wie sie ihr Haus als Showroom benutzen – als ein Mittel, um neue Kunden zu gewinnen – hat etwas Vulgäres. Sobald jemand es in Erwägung zieht, sie zu beauftragen, laden sie die Leute bei sich zu Hause zum Lunch oder zum Dinner ein. Das nicht besonders subtile Signal, das sie dabei aussenden wollen, lautet: »Genau so könnte auch Ihr Haus aussehen.« Mit dem Ergebnis, dass sich alles in einem stets vorzeigbaren Zustand befindet. Alles ist so säuberlich aufgeräumt, gepflegt und herausgeputzt, als gehörte es zu den allgemein anerkannten Regeln des Daseins, dass ein Haus zu jeder Zeit darauf vorbereitet sein sollte, dass ein Fotograf zur Tür hereinspaziert und eine Fotoserie für *World of Interiors* schießt. Ein bisschen wie der Grundsatz, immer saubere Unterwäsche zu tragen, weil man ja jederzeit von einem Bus überfahren werden könnte. Nur, dass es hier um Fotos von Häusern geht. Ich wette, Sie haben schon einmal irgendwo in irgendeiner Zeitschrift ein Foto von Michaels und Tanyas Haus gesehen. Sie benutzen es nämlich nicht nur, um ihre Fähigkeiten als Architekten anzupreisen, sondern stellen es auch für Werbeaufnahmen zur Verfügung und lassen keine, aber auch wirklich keine Gelegenheit ungenutzt, die zu einem Foto von ihrem Haus führen könnte. Es ist gut möglich, dass es in ganz England keine private Behausung gibt, die öfter fotografiert wurde als dieses Haus.

Jack überlegt ab und zu, was passieren würde, wenn man sie anriefe und fragte, ob man das Haus für einen Pornodreh mieten könne, und – falls sie ja sagen würden – was wohl passieren oder welche Fragen man stellen müsste, damit sie sich veranlasst sehen würden, ihre Zusage wieder zurückzunehmen. (»Wahrscheinlich werden Sie danach die Möbel alle gründlich abwischen müssen. Das wäre doch okay?«)

Ich bin ein schlechter Mensch, dass ich solche Sachen denke. Es ist ganz objektiv ein sehr schönes Haus, und Michael und Tanya sind sehr gute Gastgeber, ganz zu schweigen davon, dass sie alte Freunde von uns sind.

Michael ließ uns durch die rechte Eingangstür ins Haus eintreten. Die linke Tür war mit einem »Nur für Lieferanten«-Schild versehen worden, das zwar ironisch gemeint war, aber dennoch dazu führte, dass sie von niemandem mehr benutzt wurde, abgesehen von der Mieterin der ehemaligen Kindermädchenwohnung im oberen Stockwerk. Wir zogen unsere Jacken in der Diele aus, Michael und Jack tauschten ein bisschen Architekten-Smalltalk aus, während wir uns zurechtmachten, und dann gingen wir in den riesigen offenen Raum, dessen Unverhältnismäßigkeit immer noch, obwohl wir schon so oft hier gewesen waren, eine dramatische Wirkung auf mich hatte. Wir hatten geglaubt – oder ich hatte es mehr oder minder gehofft – dass wir heute Abend nur zu viert sein würden, aber offenbar hatten Michael und Tanya auch ein paar neue Freunde eingeladen. Nachbarn von ihnen.

»Ich heiße Al«, sagte der Ehemann, ein Mann Ende dreißig, der eine angehende Glatze hatte und eine Weste trug. »Und das ist Katrina«, sagte er und zeigte auf seine Frau. Sie konnte selbst gerade nichts sagen, weil sie sich eben erst ein Canapé in den Mund geschoben hatte, bei dem es sich um

ein eindeutig retro-inspiriertes Hähnchen-Pilz-Vol-au-vent handelte. Das Canapé war, kaum, dass sie hineingebissen hatte, aufgeplatzt, und jetzt drohte sich sein Inhalt über ihr Kleid zu ergießen, falls es ihr nicht gelang, das Ganze noch in den Griff zu bekommen. Es war ein ziemliches Spektakel, und ich musste mich beherrschen, sie dabei nicht anzustarren.

Michael machte uns miteinander bekannt. Der Mann, Al, arbeitete für das Fernsehen, die Frau, Katrina, hatte eine halbe Stelle beim *Guardian*. Es war vollkommen undenkbar, dass sie sich mit ihren Gehältern ein Haus in dieser Gegend leisten konnten, also musste es im Hintergrund irgendwelche finanziellen Polster geben. Das war so eine Sache, über die Jack sich gerne aufregte, wenn er wieder einmal den Marxisten spielte – die er im Umgang mit Klienten aber praktischerweise sofort zu vergessen bereit war.

Tanya kam mit einem weiteren Tablett mit kleinen Horsd'œuvres aus der Küche. Diesmal waren es auf Spieße gesteckte Oliven und Ananasstücke. Wir tauschten zur Begrüßung einen kurzen Blick aus.

»Ich mache gerade so eine Siebziger-Jahre-Phase durch«, sagte sie. »Krabbencocktail. Krönungshühnchen. Steak Diane. Schwarzwälder Kirschtorte. Zwiebelsuppe mit Croûtons. Quiche Lorraine. Ragout fin. Coq au vin. Kalbsschnitzel. Richtig zubereitet, ist das absolut köstlich. Wo sind nur all diese Rezepte hin verschwunden?«

»Hör bloß auf, sonst ist er nicht mehr zu halten«, sagte ich, aber es war schon zu spät. Jack hatte sich ein Vol-au-vent genommen, es mit einem einzigen Biss verschlungen, das Ganze mit einem Glas Champagner runtergespült und das Gespräch an sich gerissen – alles in einem Rutsch.

»Da gebe ich dir absolut recht. Es ist doch so: Yotam Otto-

lenghi«, sagte er. »Supernetter Typ, habe ich mir sagen lassen. Ein Kollege von Ihnen, oder?«, fragte er Katrina, die daraufhin ansatzweise nickte. »Buchstäblich der netteste Mensch der Welt. Behaupten zumindest alle. Und doch muss man ganz objektiv sagen, dass er diesem Land mehr Schaden zugefügt hat als die deutsche Luftwaffe.«

Ich hatte diese Theorie schon öfter gehört und wappnete mich gegen das, was nun folgen würde. Verheiratetsein heißt Kompromisse eingehen.

Michael, der gerade mit der Champagnerflasche durch den Raum lief und die Gläser auffüllte, ließ sich ködern.

»Ich bin nicht sicher, ob es unbedingt richtig ist, zu sagen, dass Ottolenghi in Großbritannien mehr Schaden angerichtet hat als die deutsche Luftwaffe.«

»Das hat etwas mit der massiven Vernichtung vorhandener Fertigkeiten zu tun. Man geht zu Freunden zum Abendessen – natürlich nicht hier, Tanya – und kommt durch die Tür und kann schon vom anderen Ende des Raums, von sechs Metern Entfernung aus sehen, dass es sich um Ottolenghi handelt. Man sieht, wie alles mit Granatapfelkernen bestreut ist und ahnt schon, was auf einen zukommt. Wieder einmal. Eine willkürliche Ansammlung von Zutaten, die jemand zusammengeschmissen hat, der zehn Stunden mit Einkaufen und zehn Minuten mit ›Kochen‹ verbracht hat, oder besser gesagt damit, die Sachen einfach nur in eine Schüssel zu werfen. Und der springende Punkt ist doch, dass diese Leute keinen Schimmer haben, wie das Ganze schmecken sollte, weil es nichts mit Gerichten zu tun hat, die ihnen tatsächlich vertraut sind oder die sie schon mal gegessen haben, außer in den Häusern anderer Leute, die dieselben Kochbücher benutzen, genau wie sie, und sich daher exakt auf demselben Level totaler Unwissenheit be-

finden. Sumach – keiner hat auch nur die geringste Ahnung, wie man das einsetzen sollte. Zatar – niemand weiß, was das eigentlich ist. Ist es ein Blatt? Ist es eine terroristische Vereinigung? Ist es der Bösewicht in einem Märchen aus ›Tausendundeiner Nacht‹? Granatapfelsirup – bitte was? Und sie werfen alles zusammen, und es sieht hübsch aus, wenn man es fotografiert, aber es schmeckt Gott weiß wie, und alle sagen, oh, lecker, Ottolenghi, und dann gehen alle heim und machen das nächste Mal dasselbe, und es ist letztlich alles eine gewaltige Verschwörung, um die Leute ihrer Kochkünste zu berauben. Lauchkuchen? Da wissen die Leute, was das ist und wie es schmecken sollte. Brathähnchen? Das können die Leute beurteilen. Rindfleisch mit Möhren? Das eine ist gut, das andere weniger. Sumach-Perlhuhn an Roter Bete mit Zatar auf Blumenkohl-Juwelenreis? Keiner hat verdammt noch mal auch nur den blassesten Schimmer! Was ist das? Wer will so was? Warum sollte man Juwelenreis essen wollen? Niemand kann sagen, ob es was taugt, weil es nämlich von vornherein eine Katastrophe ist. Es ist schon schiefgegangen, bevor man es überhaupt auf den Teller getan hat. Oder vielleicht auch nicht! Aber selbst wenn es nicht schiefgegangen ist, können die Leute das unmöglich sagen, weil sie nicht wissen, wie es in Wirklichkeit schmecken sollte. Als hätte man ein paar Blinde zur Jury eines Malwettbewerbs ernannt. Wohingegen dieses Vol-au-vent hier ein absolutes Meisterwerk ist!«

Und mit diesen Worten steckte Jack sich ein zweites Canapé in den Mund. Ich bemerkte, dass Katrina ein amüsiertes Gesicht machte, wohingegen ihr Ehemann so aussah, als wollte er jeden Moment in Tränen ausbrechen.

»Ich koche die ganze Zeit nach Rezepten von Ottolenghi«, brachte er schließlich leise heraus.

»Und Sie sind bestimmt die Ausnahme von der Regel und wissen, wie man es genau richtig hinbekommt und wie es schmecken sollte«, sagte Jack mit unüberhörbarer Unaufmerksamkeit. »Aber Kate und ich, wir haben vor, es Maupassant nachzutun. Ein großartiger französischer Autor, der ganz wunderbare Kurzgeschichten geschrieben hat, wie hier sicher alle wissen. Aber was ich damit sagen will: Maupassant hasste den Eiffelturm so abgrundtief, dass er jeden Tag zum Mittagessen dorthin ging, weil das nämlich der einzige Ort in ganz Paris war, von dem aus man den Eiffelturm nicht sehen konnte. Und genau dieser Logik folgend planen Kate und ich, in den Ferien nach Tel Aviv zu fahren, weil es sich dabei um das Epizentrum dieser Art von Kochkunst handelt und es daher garantiert der einzige Ort auf der Welt ist, an dem man keine Ottolenghi-Gerichte serviert bekommt.«

Ich sagte: »Zieh mich da nicht mit rein. Mit deiner Schimpftirade habe ich nichts zu tun und ich habe auch nicht im Entferntesten die Absicht, in den Ferien nach Tel Aviv zu fahren, weder aus diesem noch aus irgendeinem anderen Grund.«

»Also, ich weiß, was Sumach ist«, sagte Katrina, auf deren Gesicht, wie ich mit Erleichterung feststellte, ein leichtes Lächeln lag.

»Danke, das beweist doch genau meine Theorie«, sagte Jack. »Wenn man in die Büroräume des *Guardian* geht und sich dort ein wenig umhört, dann wird man irgendwann bestimmt jemanden finden, der weiß, was Sumach ist. Das ist aber auch der einzige Ort in ganz Großbritannien, von dem man das behaupten kann.«

»Sollen wir rübergehen?«, fragte Tanya.

Ich erinnere mich noch gut an diesen Abend, aus einer ganzen Reihe von Gründen. Jack war gut in Form – nach

der Ottolenghi-Tirade hielt er sich zurück, vergaß nicht, den Leuten zuzuhören und Fragen zu stellen, und flirtete ein wenig, aber nur auf jene absolut höfliche Weise, die er sich für solche Gelegenheiten in größerer Runde vorbehielt. Hier und da drehte sich das Gespräch auch um Kinder. Jack und ich hatten immer gewusst, dass wir keine wollten, aber was wir nicht wussten, war, wie viel Mühe es uns kosten würde, so zu tun, als interessierten wir uns für die Kinder anderer Leute. Glücklicherweise hielt man sich jedoch nicht allzu lange bei diesem Thema auf. Die drei Architekten unterhielten sich eine Weile über ihre aktuellen Projekte, die allesamt – Überraschung! – von reichen Klienten in Auftrag gegeben worden waren, die ihre Häuser renovieren wollten, weil es für sie wegen des starken Anstiegs der Grunderwerbssteuer mehr Sinn ergab, ihre bestehenden Immobilien aufzumotzen, statt neue zu kaufen. Michael und Tanya hatten einen Klienten aus Kasachstan, eine Art Prinz, der sie damit beauftragt hatte, eine »Stiefelkammer« in sein Herrenhaus in Wiltshire einzubauen, weil er das Wort irgendwo aufgeschnappt hatte und ihm der Gedanke gefiel. Jack erzählte von einem Penthouse an der Themse, das er für einen Investor aus Katar renovierte, obwohl es bereits mindestens zweimal renoviert und überhaupt erst vor zehn Jahren erbaut worden war.

»Haben Sie denn jemals auch, na ja, Sie wissen schon, auch irgendwelche britischen Klienten?«, fragte die Journalistin.

»Du liebe Güte, nein!«, antwortete Jack, und alle lachten. »Nein, nein, das war nur ein Scherz, natürlich gibt es die auch. Aber im Augenblick fließt eigentlich nur Geld aus dem Ausland, weil das Pfund wegen des Brexits so massiv an Wert verloren hat. Die Immobilien sind etwa fünfzehn Pro-

zent günstiger, wenn man sie mit Dollars oder Euros oder was auch immer kauft. Im Grunde genommen bedeutet das, dass die Leute aus dem Ausland ihr Geld hier im Vereinigten Königreich parken, weil das günstig und sicher für sie ist.«

»Und das macht Ihnen nichts aus?«

Die Antwort auf diese Frage übernahm Michael.

»Sie sitzen drin«, sagte er und machte eine Geste zu dem Haus, das uns umgab. »Sie essen es und Sie trinken es. Ich habe es an. Es wäre Heuchelei, wenn man behaupten würde, dass das einem etwas ausmacht. Ich finde es nicht gerade ideal, aber ich bin nicht der oberste Herrscher des Universums. Ich habe bei den Parlamentswahlen noch nie für die Partei gestimmt, die dann am Ende die Wahlen gewonnen hat.«

»Das klingt ein wenig so, als wollten Sie damit prahlen«, sagte sie. Es war eine kleine, sehr sanfte, freundliche Stichelei. Offenbar war sie eine ziemlich gute Journalistin, denn sie hatte Michael auf dem falschen Fuß erwischt. Selbstverständlich hatte er damit prahlen wollen.

»Nein, natürlich nicht, es ist schrecklich, wenn die Partei, für die man gestimmt hat, nie an die Macht kommt. Ich bin Sozialist. Es ist unendlich frustrierend.«

»Ja, unendlich, das kann ich sehen«, sagte sie.

Tanya, die nie auch nur ein einziges Wort über Politik verlor, grinste ihren Mann an und gab ein nicht gerade loyales, schnaubendes Lachen von sich.

»Ich gehe mal das Huhn à la Marengo holen«, sagte sie. »Ich habe es ganz authentisch auf die altmodische Weise zubereitet, mit Eiern und Flusskrebse, also wird euer erster Gedanke sein – und das sage ich ganz besonders dir, Jack –, dass die Portionen ein bisschen klein geraten sind, aber glaubt mir, es ist sehr reichhaltig. Und es gibt noch mehr

davon, wenn ihr wollt. Aber man nimmt sich lieber nicht zu viel vor.«

»Ich habe die Warnung zur Kenntnis genommen«, sagte Jack. »Ich hoffe, es ist ordentlich gebräunt. Essen sollte braun sein. Sonst hat man dabei viel zu sehr darauf geachtet, wie es aussieht, und nicht darauf, wie es schmeckt.« Der Ottolenghi-Koch-Ehemann sah immer noch so aus, als wüsste er sich sonst wohin.

Ich frage mich, ob es unter den Männern auch irgendwo welche gibt, die das Gefühl kennen, die Last einer gesellschaftlichen Verpflichtung auf sich nehmen zu müssen, als wäre es ein riesiger Korb, der mit der schmutzigen Wäsche anderer Leute gefüllt ist. Wäsche, die man nicht waschen möchte, die man in einer perfekten Welt auch nicht waschen müsste, für die man aber jetzt in dieser Welt aus irgendeinem Grund, ohne dass man sich jemals freiwillig für diese Aufgabe gemeldet hätte, verantwortlich ist. Was ich in diesem Moment – in dem sich der Mann vom Fernsehen unübersehbar unwohl fühlte, während sich Jack und Michael am anderen Ende des Tisches über Architektur unterhielten und die Journalisten-Frau ihnen zuhörte – am liebsten gemacht hätte, war, einfach nur still dazusitzen und darauf zu warten, dass jemand mir eine Frage stellte, Interesse an mir zeigte und sich mit mir befasste. Dass jemand mich sah. Stattdessen wandte ich mich mit einem gewaltigen inneren Seufzer an den Fernseh-Mann und fragte:

»Haben Sie schon mal eine Kochsendung gemacht?«

Er lächelte, mehr aus Erleichterung als alles andere, glaube ich.

»In gewisser Weise ja. Aber ich selbst mache gar keine Sendungen, ich bin nur Agent. Und diese Art von Sendung gibt es auch kaum noch, die sind größtenteils ins Internet

abgewandert. Heutzutage fließt beim Fernsehen das ganze Geld in andere Formate, wie Sie sicherlich wissen. Was machen Sie beruflich?»

Wenn man in einer Unterhaltung diese Frage stellt, ist das meiner Erfahrung nach ein Zeichen der Verzweiflung. Im Ernst jetzt?, fragte ich mich und wünschte einen Moment lang, ich wäre woanders.

»Im Augenblick nicht so besonders viel«, antwortete ich. »Jack meint immer, das wären die nettesten Menschen. Die keinen großen Aktionismus betreiben. Früher war ich Kunsthistorikerin.«

Was stimmte. Jack verdiente genug für uns beide, weshalb ich es mir hatte leisten können, mit der Arbeit aufzuhören, was ich dann auch mit Freuden getan hatte. Denn der Teil meiner Arbeit, der mir Spaß gemacht hatte – die Vorlesungen – wurde von dem Teil, der mir absolut keinen Spaß gemacht hatte, bei Weitem überwogen: dem ganzen Verwaltungskram und dass man sich mit den Studenten auseinandersetzen musste. Das Gehalt war über eine Art Taschengeld nie hinausgegangen. Es fiel mir nicht schwer aufzuhören. Ich hätte dem TV-Menschen das näher erläutern können, aber das blieb mir erspart, denn in diesem Moment kehrte Tanya zurück, stellte eine Auflaufform von Le Creuset auf den Tisch und begann, an jeden eine Portion des Hauptgerichts zu verteilen – ein köstlich duftender, aber recht unansehnlicher Schmortopf aus Hähnchen und Tomaten und noch einigen anderen Zutaten.

Al sagte: »Ich habe am Wochenende eine Dokumentation über einen italienischen Futuristen gesehen, der alle Arten von Nudelgerichten verschmählt und durchsetzen will, dass man sich während der Mahlzeiten nicht über Politik unterhalten darf.«

»Die Hälfte aller Frauen, die ich kenne, essen keine Nudeln mehr oder überhaupt irgendwelche Kohlenhydrate. Und mit dem Verbot von politischen Themen am Essens-tisch lag er wahrscheinlich gar nicht mal so falsch«, sagte ich. Vom anderen Ende des Tisches konnte ich eine Reihe von Sätzen hören, die mit den Worten begannen: »Als Sozialist denke ich ...«

Ich schaute unauffällig zu den anderen hinüber. Ihre Körpersprache war unmissverständlich: Jack und Michael zogen ihre Show ab, Tanya und Katrina waren das Publikum. Oder zumindest war es so gedacht. Manchmal, wenn man sich in Gesellschaft befindet und jemanden anschaut, kann es passieren, dass man plötzlich den wahren Gesichtsausdruck dieser Person sieht. Ihr wahres Gesicht. Dass man hinter der für die Öffentlichkeit aufgesetzten Fassade plötzlich erkennen kann, was sie wirklich fühlt und denkt. Das geschieht nicht oft, aber wenn es geschieht, vergisst man es nicht so schnell. Durch einen absoluten Zufall erwischte ich Katrina in einem solchen Moment. Michael und Jack hatten mit ihrer Show gerade Tanya ins Visier genommen, sodass Katrina fünf Sekunden lang nicht unter Beobachtung stand und nicht damit rechnete, von irgendjemandem wahrgenommen zu werden. Sie ließ zwar nicht gerade alle Masken fallen, aber sie hatte den Panzer abgelegt, mit dem sie sich vor der Welt schützte, sodass man jetzt in ihrem Gesicht lesen konnte. Und was ich dort zu meinem Erstaunen sah, war Überdruß. Um nicht zu sagen Verachtung. Vielleicht war es auch nur eine Projektion meinerseits, aber was ich zu sehen glaubte, war ein Widerwille gegen unsere Generation. Ich sah eine Person Mitte dreißig, die ein paar Leute beobachtete, die ein Vierteljahrhundert älter waren als sie. Leute, die sich in ihrem selbstgefälligen

Wohlstand suhlten, die sich weder das Selbstvertrauen noch die Zuversichtlichkeit, die sie an den Tag legten, selbst hatten erkämpfen müssen, sondern all das nur dem Umstand verdankten, dass sich ihnen nie irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg gestellt hatten. Die sich stets auf dem bequemen Sofa des Babyboomer-Anspruchsdenkens geräkelt und die wirtschaftliche Gunst des Schicksals genossen hatten. Die auf diese Weise fröhlich durchs Leben gesegelt waren, voller Überzeugung, dass all die wunderbaren Dinge, die passiert waren, ihnen deshalb so leicht und wie selbstverständlich von der Hand gegangen waren, weil sie ihnen eben zustanden. Sie sah eine Generation, die sich einbildete, sie hätte ihren Erfolg dem eigenen Talent zu verdanken, statt zu erkennen, dass sie nur gewaltiges Glück mit dem Zeitpunkt ihrer Geburt gehabt hatte. Eine Generation, die für diesen Umstand ebenso blind war wie für die Lebensumstände anderer, und die im sprichwörtlichen Volvo selbstzugestandener Ansprüche durchs Leben gondelte. Dieser Einblick war so jäh und unmittelbar, dass mich ein Gefühl reinsten Abneigung durchfuhr, und zwar in beiden Richtungen – von ihr zu uns und von mir zu ihr. Doch im nächsten Moment hatte sie schon wieder ihren normalen Gesichtsausdruck aufgesetzt und machte irgendeine Bemerkung. Die Männer lachten, und der Augenblick war vorüber.

»Es ist schon merkwürdig, was mit der Politik passiert ist«, sagte ich zu Al. »Dass sie zu einem Smalltalk-Thema geworden ist, mit dem man zeigen kann, was für eine Art Mensch man ist. Früher waren das die Kleider, die man anhatte oder der Ort, an dem man Urlaub machte oder solche Sachen. Damit hat man signalisiert, dass man *so* oder *so* ist. Aber jetzt benutzt man dazu die Politik. Es geht also

gar nicht darum, wie oder ob man die Welt verändern will. Nichts gegen Ihre reizende Frau oder Michael oder auch meinen lieben Ehemann, so sehr er manchmal nerven kann! Aber es ist doch so: Wenn die Leute sagen, dass sie zu dieser oder jener Überzeugung neigen, politisch gesehen, dann reden sie eigentlich gar nicht über die Welt da draußen, sondern über sich selbst. Was sie die meiste Zeit auch so ja schon tun. Wenn man also heute über Politik redet, dann ist das gar nichts anderes. Es hat denselben Zweck wie die Frisur, die man sich schneiden lässt oder welche Kleider man trägt.«

Er lachte zustimmend und senkte dann ein wenig die Stimme.

»Personal Branding«, sagte er. »So nennt man das.«

Wenn jemand das Wort »Branding« benutzt, schießt mir immer ein Bild von einem glühenden Brandeisen durch den Kopf, das sich in menschliches Fleisch bohrt. Ich kann fast das Zischen hören, wenn es die Haut berührt, und dieses entsetzliche Aroma von gebratenem Fleisch riechen. Und dann zucke ich innerlich zusammen. Ich habe keine Ahnung, wie dieses Bild in meinen Kopf kommt, aber es passiert mir jedes Mal. Eine Intrusion – so würde ein Therapeut das wohl nennen. Ein Gedanke, der sich wie ein Eindringling verhält. Der in einen Ort einbricht, von dem man eigentlich dachte, dass man dort in Sicherheit ist. Ein Eindringling, der Böses mit einem vorhat. Der einem ein Leid antun will. Brand, Branding, gebrandmarkt. Feuer und Metall auf nackter Haut. Ich versuchte, das Bild wegzublinzeln.

»Eine meiner Klientinnen hat eine Serie fürs Fernsehen geschrieben, die sich einen Spaß aus dieser Art von Unterhaltung macht«, sagte er und nickte unauffällig zum anderen Ende des Tisches hinüber. »Im Grunde genommen geht es

um Ehebruch in Hampstead, nur dass das Ganze nicht wirklich in Hampstead gedreht wird. Es wird die ganze Zeit über Politik gequasselt, und alle haben heiße Affären. In ein paar Monaten geht sie auf Sendung, und ich bin ziemlich sicher, dass sie ein absoluter Hit werden wird. Sie heißt *Betrug*. Das sollten Sie sich anschauen.«

»Das ist also die Welt, in der Sie sich so bewegen? Über Politik quasseln und außerehelicher Sex?«, fragte ich. Seine Frau war schließlich nicht die Einzige, die es verstand, sanfte Sticheleien auszuteilen.

»Du lieber Gott, nein! Wir haben zwei Kinder unter drei Jahren. Ich gehe so was von auf dem Zahnfleisch. Eigentlich hätte ich schon vor zwei Stunden im Bett sein sollen. Mit etwas Glück bekomme ich heute Nacht anderthalb Stunden Schlaf. Wenn ich Leute sehe, die Affären haben, dann ist das Einzige, was ich dabei denke: Wo um alles in der Welt nehmen die die Zeit und Energie her? Ich beneide sie nicht um den Sex, ich beneide sie darum, dass sie genügend Kraftreserven haben, um diese Sachen anzustellen, die sie da anstellen, ganz gleich, was es im Einzelnen ist.«

Er klang vollkommen aufrichtig.

»Und doch vertreten Sie jemanden, bei deren Serie es sich um das genaue Gegenteil dreht«, sagte ich.

Er lachte erneut. »Ja, stimmt genau. Aber die Serie ist ehrlich und sexy und wurde von einer talentierten Autorin geschrieben, die auch dem Marketing für so eine Sache mehr als gewachsen ist. Mit ein wenig Glück schauen sich genau die Leute, von denen das Ganze handelt, die Sendung auch an. Wenn jemand eine Serie über so jemanden wie mich machen würde, also über das Leben vollkommen erschöpfter Eltern, dann wäre das Zielpublikum, ebenfalls erschöpfte Eltern, viel zu müde, um sich das anzuschauen.

Wohingegen Ehebruch schon zu Flauberts und Tolstois Zeiten etwas war, was die Massen fasziniert hat. Und das hat sich bis heute nicht geändert.«

»Ehebruch führt immer dazu, dass jemand leidet«, sagte ich. »Ich bin alt genug und habe genug gesehen, um zu wissen, dass es am Ende immer darauf hinausläuft. Und ich finde, darauf wird viel zu selten hingewiesen. Obwohl mir natürlich nicht entgangen ist, dass das Wissen um die Konsequenzen die Leute nicht davon abzuhalten scheint, es zu tun.«

Am anderen Ende des Tisches erhob Jack die Stimme, um mit seiner Bemerkung das Gelächter und die Proteste der anderen zu übertönen:

»... und der einzige Grund, warum so viele Frauen British Military Fitness machen, ist der, dass ›MILF‹ da schon im Namen drinsteckt!«

Eine ganz normale Unterhaltung in einem Stadtteil in West-London – so blicke ich heute auf dieses Gespräch zurück. Es kommt mir so vor, als sei das sehr lange her. Und sehr weit weg.



Jack zeigte sich von seiner sehr viel stilleren Seite – einer Seite, die nur ich kannte –, als er sich für den Rückweg neben mich auf dem Beifahrersitz setzte. Er »dekomprimierte« gerade, so wie das introvertierte Menschen nach einem solchen Anlass tun. Es hat lange gedauert, bis ich verstanden hatte, wie sich das bei ihm verhielt: dass es ihn zwar nach Gesellschaft verlangte, dass er zugleich jedoch stets das Bedürfnis hatte, sich davon zu erholen.

»Okay?«, fragte er.

»Ja, und du?«

Jack hatte während der vergangenen Wochen hart gearbeitet, und in einer solchen Zeit konnte ihn die Gesellschaft anderer Leute – selbst wenn es alte Freunde waren – viel Kraft kosten. Aber daran, wie er sich jetzt gab, und an der besonderen Art seiner Müdigkeit konnte ich erkennen, dass dieser Abend ihm mehr Spaß gemacht hatte, als er erwartet hatte.

»Ich könnte problemlos auch fahren, wenn dir das lieber wäre«, log er. Ich warf ihm einen Blick zu, der so viel besagte wie »Aber klar, Darling«, und startete den Wagen. Ich weiß nicht mehr, worüber wir uns auf dem Heimweg unterhalten haben. Ich wünschte, ich wüsste es noch. Die Fahrt dauerte bloß eine Viertelstunde und führte mir wieder einmal vor Augen, wie schön es in London sein könnte, wenn dort keine Menschen leben würden. Oder vielmehr, wenn diese Bewohner etwas wären, das man nach Belieben dazu- oder wegschalten könnte. Wenn man irgendwo hinfahren will: unbewohnte Stadt. Wartezimmer beim Arzt: unbewohnte Stadt. Alles, was mit Schlangestehen zu tun hat: unbewohnte Stadt. Theater: bewohnte Stadt. In ein Restaurant essen gehen: bewohnte Stadt. Wenn man versucht, einen Tisch im Restaurant zu reservieren: unbewohnte Stadt.

Ich parkte vor unserem Haus und ging schnurstracks zur Haustür. Jack folgte mir nicht. Ich drehte mich um und sah ihn an.

»Ich geh mal kurz nach Ken schauen«, sagte er. Es war spät, und ich war müde. Und obwohl ich mich ein wenig über Jack ärgerte, war ich gleichzeitig stolz auf ihn. Ken war ein Obdachloser, der manchmal in dem vor Kurzem zu Apartments umgebauten Gebäudekomplex am Ende der Straße übernachtete. Die Immobilienfirma hatte ein

Areal mit Parkplätzen bauen lassen, bei denen sie in einer für solche Leute typischen Habgierigkeit die Miete derart hoch angesetzt hatte, dass kein einziger der Hausbewohner daran interessiert war. Deshalb wurde die überdachte Einfahrt jetzt gelegentlich von Leuten wie Ken genutzt. Zwar schlief er, so oft er konnte, in Obdachlosenheimen, aber immer mehr von diesen Einrichtungen hatten inzwischen ein striktes Alkohol- und Rauchverbot verhängt. Jack stand dieser Vorgehensweise eher kritisch gegenüber, aber ich fand es gerechtfertigt: Ein psychisch kranker Penner, der sich in einem Gebäude, in dem noch fünfzig andere übernachteten, besoffen ins Bett legt und raucht – was kann da schon schiefgehen? Doch bedeutete dieses strikte Rauch- und Alkoholverbot im Endeffekt auch ein Ken-Verbot. Aus diesem Grund gab es zahlreiche Nächte, insbesondere wenn es draußen nicht allzu kalt war, in denen sich der nicht mehr ganz nüchterne Ken, nachdem er von den Heimen abgewiesen worden war, mit seinen zahlreichen Mantelschichten, improvisierten Decken und Zeitungen im Eingang zur Parkgarage dieses entsetzlichen neuen Wohnblocks am Ende der Straße einnistete.

Ich wartete nicht auf Jack, denn ich musste dringend aufs Klo. Also schloss ich die Tür auf und sagte dem Haus, es solle das Abend-Lichtmuster einschalten. Während ich das tat, dachte ich über meinen Ehemann nach. Darüber, dass er zu der Sorte Mann gehörte, die böse Spitznamen für ihre engsten und ältesten Freunde erfand und gehässige Bemerkungen über deren Haus machte, und gleichzeitig wildfremden Leuten kleine, menschenfreundliche Dienste erwies, sich um sie kümmerte und echte Fürsorge zeigte, ohne jemals ein Wort darüber zu verlieren.

Das war noch so eine Seite von Jack, die er für sich behielt

und die nur ich allein wirklich zu sehen bekam. Von außen betrachtet sah es so aus, als wäre ich diejenige, die sich gesellschaftlich einbrachte, die gemeinnützige Arbeit leistete und gute Taten vorweisen konnte. Ich war zum Beispiel Mitunterzeichnerin eines offenen Briefes einer Gruppe von Leuten, die damals wegen des Irakkriegs aus der Labour-Partei austraten. Ich habe an der »Not in my name«-Friedensdemo teilgenommen. Ich habe mich in der »Remain«-Kampagne engagiert und bin gegen den Brexit auf die Straße gegangen. Ich war Schulratsvorsitzende. Ich war im Komitee, das gegen die Schließung der örtlichen Bibliothek protestierte, im Komitee, das gegen die Pläne des Stadtrats zur Umnutzung eines nahegelegenen Park als kommerzielle Eventfläche protestierte, und in dem Komitee, das dem Mangel an erschwinglichem Wohnraum in dem riesigen Neubau in unserer Nähe entgegentrat. Ich war Mitbegründerin einer Protestgruppe gegen die nach dem Motto »Schön und gut, aber nicht hier!« operierenden Gegner eines Übergangsheims für frisch entlassene Häftlinge und Patienten aus der Psychiatrie, die in unserem Viertel wieder Fuß fassen sollten. Ich arbeitete mit einer Wohltätigkeitsorganisation zusammen, die Häftlingen Unterstützung zukommen ließ. Ich hielt Kontakt zu einer alten Dame, die ich einmal die Woche auf ein Plauderstündchen besuchte und die ich jeden dritten Tag anrief. Ich hatte sogar darüber nachgedacht, mich als ehrenamtliche Friedensrichterin zu bewerben, weil man mehr als einmal zu mir gesagt hatte, »da braucht es Leute wie Sie«. Aber Jack war derjenige, der kleine Akte der Nächstenliebe und großzügige Gesten vollbrachte, von denen außer der Person, die sie empfing, niemand jemals erfuhr. Jeder Säuer, Bettler oder Spendensammler, der an meine Tür klopfte oder mich auf der Straße behelligte, bekam ein forsches

Nein von mir zu hören, aber wenn ich die monatlichen Kontoauszüge durchsah, entdeckte ich oft irgendeine neue Wohltätigkeitsorganisation, für die Jack einen Dauerauftrag eingerichtet hatte. Und das geschah immer aus demselben Grund: Jemand hatte ihn auf der Straße angesprochen oder an unsere Tür geklopft. Ich machte ihm Vorhaltungen, er versprach jedes Mal, auf mich zu hören – und dann passierte es doch wieder. Ich war diejenige, die sich in irgendwelchen gemeinnützigen Tätigkeiten erging, aber Jack war derjenige, der sie im Herzen trug.

Als mein Mann von seinem philanthropischen Einsatz zurückkehrte, sagte er: »Ich hoffe, Ken kommt klar. Heute Nacht ist es nicht so warm, wie er vielleicht gedacht hatte.«

»Du kannst ihn ja fragen, ob er hier übernachten möchte«, sagte ich und fügte dann hastig hinzu: »War nur ein Scherz!« Denn es war tatsächlich nicht ausgeschlossen, dass Jack, wenn er ein paar Drinks intus hatte, eine solche Einladung aussprechen würde, sobald er eine seiner wohltätigen Anwandlungen hatte.

»Darling«, sagte er, was so viel hieß wie: Natürlich mach ich das nicht.

Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass wir eine fremde Person zum Übernachten eingeladen hätten. Als wir einmal von einer Abendessenseinladung zurückkehrten, saß da eine betrunkene junge Frau, vielleicht Ende zwanzig, direkt vor unserer Haustür, die aus Anlass einer Trennung ordentlich einen draufgemacht hatte (und die ganz offenbar auf dem Heimweg von ihren Freundinnen im Stich gelassen worden war). Während andere Leute ihr vielleicht nur eine Tasse Tee gebracht und darauf gewartet hätten, dass sie wieder einigermaßen nüchtern war, um ihr dann ein Taxi zu rufen, hatte Jack sie ins Haus gebeten, ihr literweise Wasser

verabreicht, ihr ein getoastetes Käsesandwich gemacht und ihr dann eine Schlafstätte auf dem Sofa bereitet, komplett mit Kissen, einer Decke und einem Eimer, in den sie sich übergeben konnte, den sie jedoch glücklicherweise nicht brauchte. Und dann hat er ihr auch noch die Reservezahnbürste gegeben, die wir für Überraschungsgäste bereithalten. Als wir am nächsten Morgen nach unten gingen, stellten wir fest, dass sie das Haus bereits verlassen hatte, und in der Küche lag eine reumütige und überschwänglich dankbare Nachricht. Jack war den ganzen Tag noch völlig beseelt von seiner philanthropischen Großtat gewesen. Aber eine alleinstehende Frau Ende zwanzig war eine Sache – ein kettenrauchender, halb verrückter, obdachloser Alkoholiker eine ganz andere. Ich war erleichtert, dass selbst Jack den Unterschied einsah.

»Der kommt schon klar«, sagte ich, obwohl ich keinerlei Anhaltspunkte für diese Behauptung hatte. Doch meine Bemerkung klang wohl überzeugend genug, um Jack zu einem zustimmenden oder einlenkenden oder auch gehorsamen Nicken zu veranlassen – es war mir eigentlich relativ egal, wie es gemeint war. Ich fügte hinzu: »Ich geh ins Bett« und machte mich auch gleich auf zur Treppe.

»Ich komme in ein paar Minuten nach«, sagte Jack. »Das Huhn à la Marengo liegt mir ein bisschen schwer im Magen.«

»Du armer Schatz«, sagte ich und lächelte vor mich hin, während ich die Treppe hinaufstieg. Dabei schalteten sich Lichter vor mir ein und hinter mir aus – einer von Jacks Techniktricks. Es stimmte zwar, dass Tanyas Essen recht reichhaltig gewesen war, zugleich war das aber auch etwas, das Jack oft tat, wenn wir abends ausgegangen waren: Er hatte – wie das für introvertierte Menschen typisch war – das Bedürfnis, seinen inneren Akku wieder aufzuladen, und setzte

sich daher mit einem letzten Glas Wein und einer Zeitung oder bei irgendeiner schlechten Fernsehsendung eine halbe Stunde lang ins Wohnzimmer, bevor er ins Bett kam.

»Gut möglich, dass ich über dich herfalle, während du schläfst«, rief er mir hinterher. »Ich steck ihn dir einfach rein, ob du's willst oder nicht.« Ich ging seelenruhig weiter. Solche versauten Sachen sagte er oft. Es war ein Scherz aus der Frühzeit unserer Ehe, und etwas, was er natürlich niemals tun würde. Das würde ihm nicht einmal im Traum einfallen. So war Jack einfach nicht. Und zugleich würde niemand, der ihn kannte, es für möglich halten, dass er so etwas je sagen könnte. Es gehörte eben einfach nur zu unserer eigenen, geheimen Sprache. Der öffentliche Jack und der private Jack – den nur ich kannte – waren sehr verschieden, und doch waren sie ein und dieselbe Person, und ich liebte sie beide und kannte sie besser, als das jemals irgendjemandem sonst möglich sein würde.